

Wolfgang Kubik:

Im Beruf bewähren - Geht uns die Arbeit aus?

{ Lutherisches Berufs- und Arbeitsverständnis in der Krise

Jährlich findet in Farven, zwischen Bremervörde, Zeven und Stade, eine Louis-Harms-Konferenz statt, bei der sich Theologen und Nicht-theologen, weitgehend aus den bäuerlichen Bereichen, um das theologische Erbe des bekannten lutherischen Erweckungspredigers und Missionsgründers aus Hermannsburg für unsere Zeit bemühen. Zu Vorbereitenden und Ausführenden gehören vor allem Pastoren und Laien aus der Ev.-luth.-Landeskirche Hannovers mit dem Ev.-luth. Missionswerk (ELM) in Hermannsburg und der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche mit der Lutherischen Kirchenmission (LKM) in Bleckmar.

Auf der 18. Louis-Harms-Konferenz, am 11.11.1995, hielt Dr. Wolfgang Kubik nachstehendes Referat, das uns Christen Denkanstöße geben will in einer Zeit, in der Beruf und Arbeit nur noch an Tarifverträgen, Verdienstspannen, Arbeitsmärkten, Lohnnebenkosten und dgl. gemessen wird.

Wir geben in diesem Zusammenhang auch gern die Einladung zur 19. Louis-Harms-Konferenz weiter, die am 9. November 1996 ab 9.30 Uhr wiederum in Farven, diesmal zum Thema: "Dem Glauben eine Sprache geben" zusammenkommen will. Dabei soll in vielfältiger Weise Luthers Kleiner Katechismus in den Mittelpunkt gerückt werden. Ein detailliertes Programm drucken wir als Einladung S. 247 ff. ab. J.J.

1) Der Fluch auf der Arbeit in der Bibel

Der Bibelleser bemerkt, wenn er darauf achtet, einen großen Unterschied zwischen unserem Sprachgebrauch - auch als Christen! - und der Sprache der Bibel: Während wir von höheren Hektar-Erträgen reden, heißt es in der Sündenfallgeschichte, daß der Acker verflucht sei um unserwillen und daß wir mit Mühsal den Acker bestellen werden, um uns von ihm zu nähren (Gen 3,17).

Aber nicht nur die Sündenfallgeschichte schlägt diese Töne an. Während wir als Eltern oder Ausbilder immer noch Fleiß und Vorsorge als religiöse Pflicht ansehen, werden wir bei Jesus vergeblich Ermahnungen dieser Art finden. Sperlinge und Feldlilien empfiehlt er als Vorbilder für evangelische Sorglosigkeit und Vertrauen auf Gott im Himmel (Mt 6,25ff). Und als Jesus

einen Mann mit zwei Schwestern besucht, sagt er zu der, die sich ums Essen kümmert: Marta, du hast viel Sorge und Mühe. Eins aber ist not. Maria hat das gute Teil erwählt! (Lk 10,41f).

Gewiß, Paulus setzt seine Ehre darein, nicht von Geschenken zu leben, sondern von seiner Hände Arbeit. Nur Schwarmgeister tun so, als brauchte der Christ nicht mehr zu arbeiten. Paulus verurteilt Müßiggang und prägt den berühmten Satz „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen“ (2.Thess 3,6-13, bes. 10). Aber findet sich bei ihm irgendwo eine Verklärung der Arbeit, irgendetwas zu Erfüllung und Entfaltung im Beruf? Nein, sondern Arbeit ist für ihn ein notwendiges Übel. Arbeitsenthusiasmus kennt Paulus nur, wenn es ums Reich Gottes geht; da sagt er schon mal, daß er *mehr* gearbeitet habe als sie alle - die anderen Apostel nämlich!

Es geht halt nicht anders, als daß der Mensch arbeitet. Die Arbeit ist nach Sicht der Bibel eine Ordnung, um den Menschen unter den Bedingungen des Sündenfalls einigermaßen am Leben zu halten; sie ist eine Erhaltungsordnung. Der Glaube, daß Arbeit echte und nicht nur eingebildete Fortschritte schafft, wäre der Bibel fremd. Sie spricht nicht nur von der Mühsal, sondern auch von einer letzten Vergeblichkeit alles Tuns: „Was hat der Mensch für Gewinn von all seiner Mühe, die er hat unter der Sonne?“ (Prediger 1,3). Und wenn Psalm 90,10 von den 70 oder 80 Jahren des Menschen sagt, das Leben sei köstlich gewesen, wenn's doch Mühe und Arbeit war, so ist dies kein Loblied auf die Arbeit, sondern ein Seufzen. „Arbeitslosigkeit“ ist ein Kennzeichen des Paradieses vor dem Sündenfall; „Arbeitslosigkeit“ wird das himmlische Jerusalem auszeichnen, wenn Gott bei den Menschen wohnt und alle Tränen abwischen wird, und wenn es weder Leid noch Geschrei noch Schmerz geben wird (Offb 21,3f) - alles Begleiterscheinungen des irdischen Kampfes um die Lebenserhaltung. Karl Barth hat (Kirchliche Dogmatik III/4, 541) darauf hingewiesen, es sei doch kein Zufall, daß es unter den 10 Geboten zwar dies stark betonte Feiertagsgebot gebe, aber kein entsprechendes Werktagsgebot.

2) Die Ehre der Arbeit

An den Evangelien und an Paulus sehen wir noch etwas weiteres: Wenn Jesus seinen Jüngern freiwillig wie ein Sklave die Füße wäscht und dies als Beispiel hinstellt (Joh 13,15), wenn Jesus der Jüngergemeinschaft sagt, daß, wer unter euch groß sein will, euer Diener sein soll (Mt 20,26), und wenn Paulus sich wiederholt als Sklave Jesu Christi bezeichnet (Röm 1,1; 1.Kor 9,19), dann bahnt sich in diesen trotzigen Worten etwas Neues an: Inzwischen gibt es die Kirche als Gemeinschaft der Erlösten und Gerechtfertigten. Da herrscht ein neues Gesetz, eben dieses, daß Christen einander dienen. Schwachen wird aufgeholfen, und es ist unter Christen keine Schande, auf-

einander angewiesen zu sein (1.Kor 12, 21f). *Dienen*, noch dazu mit dem Beiklang des Sklavendienstes, wird nun in revolutionärer Weise aufgewertet. Das Ausmaß dieser Revolution ermesen wir nur dann ganz, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß im griechischen Kulturraum, in dem Paulus aufwuchs und lebte, „Arbeitslosigkeit“, auch „Muße“ genannt, als der erstrebenswerte Lebensstil des gebildeten und begüterten freien Mannes galt. „Geht uns die Arbeit aus?“ Endlich! hätte der Grieche gesagt. In der Muße unterhielt man sich, trieb Philosophie, Sport und Politik. Arbeit, zumal körperliche Arbeit, war wirklich nur Sklaven und Tagelöhnern zuzumuten. Das Griechentum teilte also mit der Bibel die negative Sicht der Arbeit, aber es versuchte, die paradisesischen und die irdischen Zustände sozialpolitisch zu verteilen - auf Freie und auf Sklaven.

Wir denken: Das sind Zustände, die - Gott sei Dank - dem biblischen Realismus weichen mußten: Arbeit als ein notwendiges Übel für alle. Aber diese „griechischen Zustände“ haben im Kolonialismus, besonders in Afrika, eine verhängnisvolle Wiedergeburt erlebt: die schwarzen Plantagenarbeiter „lernten, was Arbeit ist“, in der Weise kennen, daß sie selbst zwar zu planmäßiger körperlicher Arbeit organisiert wurden, die auch planbaren Erfolg hatte, daß aber die Herren der Plantage auf der schattigen Veranda saßen, mit ihresgleichen Tee tranken und ab und zu im Büro Papiere unterschrieben. Es dürfte klar sein, daß bei der Ent-Kolonisierung die neuen einheimischen Führer sich an dem Leitbild ihrer früheren Herren orientierten, d.h.: Freiheit und Unabhängigkeit heißen: Im Büro sitzen und keine körperliche Arbeit mehr verrichten. Die Ärztin Angelika Krug aus meiner Communität beschreibt in ihrem neuen Buch „Der Umbruch begann“ (Hermannsburg 1995) tagebuchartig des öfteren, daß gerade der englische Einfluß in Südafrika diese unheilvolle Entwicklung verstärkte: Nach deutscher Handwerkertradition ist es nämlich *nicht* ehrenrührig, als Meister selbst mit anzupacken, wohl aber in der englischen Kolonialkultur. Und das wiederhole sich im Gesundheitswesen, schreibt Frau Krug: Wer zur Oberschwester mit den entsprechenden Abzeichen auf der Schwesterntracht aufgestiegen ist, gibt vom Büro aus Anweisungen; die pflegerische Handarbeit aber machen die einfachen Schwestern.

Es dürfte sofort verständlich sein, daß dies nicht ein Fehlverhalten einzelner Individuen ist. Auch ein Urteilen über „die“ faulen Neger müßte im Hals steckenbleiben, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß sie nichts anderes tun, als was sie von ihren Herren abgesehen haben. Hier helfen keine Einzelappelle, solange keine neuen Leitbilder eingepflanzt sind. Aber wo sollen sie so schnell herkommen?

Doch zurück zur Bibel: Durch das Neue Testament, auf dem Weg über das Einander-Dienen in der Kirche, beginnt eine Aufwertung auch der körperlichen Arbeit. Das bekannte neue Gebot der Nächstenliebe muß zunächst verstanden werden als Gebot, den Mitbruder und die Mitschwester innerhalb

der *Gemeinde* mitten in einer bald vergehenden Welt zu lieben (G. Lohfink, *Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?* 1991, bes. S.116-133). Es ist für uns wichtig, daß wir uns die *Gemeinschaftsbindung* bei der neuen Sichtweise von Arbeit merken: Nicht der einzelne arbeitet nunmehr im Sinne einer Christenpflicht so viel er kann für sich selbst. Sondern eine neue Gemeinschaft, eben die Gemeinde, begreift sich als wachsender Sozialkörper, in dem alle Glieder einander dienen und so ihren Herrn verkünden.

3) Das Verdienst der Benediktinerklöster

Diese neue Sicht der Arbeit entwickelte sich in wenigen Jahren nach der Auferstehung Christi. Wir Lutheraner neigen dazu, dies in einem riesigen zeitlichen Sprung von 1500 Jahren im Arbeitsverständnis Luthers fortgesetzt zu sehen. Doch das ist weder ganz zutreffend, noch ganz fair. Zwischen Luther in Wittenberg und der Urgemeinde in Palästina liegt räumlich und zeitlich ein Großraum, den wir „christliches Abendland“ nennen, und der für ca. 1000 Jahre ein bestimmtes Bild von Arbeit hatte.

Am Übergang von der untergehenden griechischen Antike zum christlichen Abendland steht der Gründer des Benediktiner-Ordens, Benedikt von Nursia. Nach ihm, nicht erst nach Luther, ist das Motto über dem Eingang des Hermannsburgers Gymnasiums geprägt „Bete und arbeite!“.

Benedikt schrieb bald nach 500 n.Chr. eine Regel für seine Klostergemeinschaft auf dem Monte Cassino in Italien. Diese Gemeinschaft soll sich unterscheiden von umherziehenden selbsternannten „Heiligen“, die fromm reden, aber nicht arbeiten. Vielmehr bleiben die Benediktiner stabil in ihrer Klostergemeinschaft, „beten und arbeiten.“ Im 48. Kapitel seiner Klosterregel schreibt Benedikt: „Müßiggang ist ein Feind der Seele. Deshalb müssen sich die Brüder zu bestimmten Zeiten der Handarbeit und zu bestimmten Zeiten wiederum der Lesung göttlicher Dinge widmen... Bringt es die örtliche Lage mit sich, daß die Brüder selber die Feldfrüchte einernten müssen, so sollen sie deswegen nicht unwillig werden. Denn dann sind sie ja in Wahrheit Mönche, wenn sie von ihrer Handarbeit leben, nach dem Beispiel unserer Väter und Apostel.“

Was der Apostel tat, hörten wir. Einer der erwähnten geistlichen Väter vor Benedikt meditierte über Marta und Maria in dieser neuen Weise: „Ich denke, Maria ist ganz auf Marta angewiesen. Wegen Marta kann Maria gelobt werden.“ Das Beten hat Priorität vorm Arbeiten. Aber die Benediktiner wußten und lebten es, daß dennoch das Arbeiten quantitativ stets den größeren Raum einnehmen wird und auch einnehmen muß, solange wir in dieser Welt sind. Alles andere ist entweder Schwarmgeisterelei oder Kolonialismus, dh. Leben und sogar Beten auf Kosten anderer. Nebenbei gefragt: Was wäre aus Afrika geworden, wenn der schwarze Kontinent nicht Kolonialismus von

muslimischen Arabern und von calvinistischen Engländern und Holländern erlitten hätte, sondern wenn er gemeinschaftliche Kolonisation durch die Benediktiner erfahren hätte, - wie es *unseren* Vorfahren seit den Benediktinern Willibrord und Bonifatius vergönnt war? Wie anders wäre die Weltgeschichte verlaufen!

In Benediktinerklöstern wird „Subsistenzwirtschaft“ betrieben, dh. sie arbeiten im wesentlichen für den Eigenbedarf in verschiedenen Handwerken, Feld- und Gartenbau. Wir verdanken ihnen in Germanien z.B. den Fruchtwechsel, den Weinbau und die Obstveredelung (dazu natürlich Schule, Universität und Bibliothek). *Alle* sollen dazu beitragen, keiner kann arbeitslos bleiben, auch Kranke und Schwache, soweit es ihre Kräfte erlauben. Hören wir aus der Regel: „Kranken und schwächlichen Brüdern werde eine solche Arbeit und Beschäftigung zugewiesen, daß sie einerseits nicht müßig seien, andererseits aber auch nicht durch übermäßige Anstrengung bei der Arbeit niedergedrückt werden oder sich ihr heimlich entziehen. Der Abt muß auf ihre Schwächlichkeit Rücksicht nehmen.“ Benedikt orientiert sich hier an einer altrömischen Tugend, die auch Paulus öfter für brauchbar hielt: „Alles aber geschehe mit *Maß* wegen der Kleinmütigen.“ Aber der Abt muß nicht nur auf Kranke, sondern auf alle Rücksicht nehmen, z.B. bei der Zuteilung der Mahlzeiten: „War die Arbeit vielleicht anstrengender als gewöhnlich, so kann der Abt... noch etwas mehr gewähren. Vor allem aber muß Unmäßigkeit vermieden werden und niemals soll bei einem Mönch Übersättigung vorkommen“ (Kapitel 39).

Im Benediktinerkloster wird der Mensch nicht durch Arbeit verheizt, obgleich sie keine Spielerei oder Beschäftigungstherapie ist; vielmehr ist sie ernsthaft und produktiv. Wichtig ist Benedikt der ausgewogene Wechsel zwischen körperlicher und geistlicher Betätigung; Arbeit ist für ihn kein Selbstzweck. Vor allem ist sie kein Mittel zur persönlichen Selbstbestätigung im Unterschied zu anderen oder zur Steigerung des sozialen Prestiges. Es sollen ja alle arbeiten, und zwar in „Arbeits-Gemeinschaft“. Die Arbeitsteilung ist ein Sinnbild fürs Einander-Dienen aus 1.Kor 12.

4) Die Überschätzung der Arbeit

In unserer Gesellschaft wird Arbeit nicht nur hoch-, sondern gewaltig überschätzt. Ich habe den Eindruck, daß nach dem Zusammenbruch des Sozialismus der soziale Arbeitsdruck nicht geringer, sondern größer wird. Nun soll man nicht mehr wegen der Kommunisten Überstunden machen und Nullrunden hinnehmen, sondern weil uns anderenfalls angeblich die Japaner überholen. Die strukturelle Arbeitslosigkeit steigt. Aber keine Arbeit zu haben treibt in eine neuartige Form von Krise: Nicht, daß man befürchten muß-

te zu verhungern; schlimmer scheint zu sein, ohne Arbeitsplatz nichts mehr wert zu sein, überflüssig, ja ein Versager. Dies Gefühl kann auch nicht durch noch so gute Leistungen für Arbeitslose verhindert werden. Es verschärft sich noch dadurch, daß unsere Gesellschaftsform von sich glaubt, Gerechtigkeit und Chancengleichheit perfekt verteilt zu haben. Wer nun dennoch Langzeitarbeitsloser wird, muß demnach selber schuld daran sein, - denn die Gesellschaft ist ja gerecht! Durch diese Selbst-Gerechtigkeit einer ganzen Gesellschaft ist die seelische Situation schlimmer als die der Tagelöhner im Gleichnis vom Weinberg Mt 20,7: Jene hat halt niemand eingestellt, aber das brauchten sie sich nicht *selber* zum Vorwurf zu machen, noch warfen es ihnen andere schweigend vor.

Unsere Frage muß nun sein: Wo kommen diese radikalen Veränderungen her? Was ist aus dem *biblisch-römisch-benediktinischen* Arbeitsverständnis geworden? Warum hat sich Luthers durchaus ähnliche Sicht nicht durchsetzen können? Aber was ist da anderes dazwischengekommen?

Ich folge der These, daß unsere moderne Überschätzung der Arbeit ihre Wurzeln im anderen Zweig der Reformation hat, nämlich beim Genfer Reformator *Johannes Calvin*. Er lehrte seit seinem ersten Genfer Katechismus (1537) die sog. „Doppelte Prädestination“: „Die Verschiedenheit der Menschen zwingt dazu, über das große Geheimnis des göttlichen Ratschlusses nachzudenken, denn die Saat des Wortes schlägt nur in jenen Wurzeln ..., die der Herr durch seine in Ewigkeit beschlossene Wahl ...zu Erben des himmlischen Reiches bestimmte. Allen anderen, die schon vor Erschaffung der Welt durch denselben Ratschluß Gottes verworfen sind, kann die lautere und wahre Verkündung der göttlichen Wahrheit nur ein Anhauch des Todes zum Tode sein. Warum nun der Herr den einen sein Erbarmen und den andern die Strenge des Gerichts zuwendet, müssen wir seiner Weisheit allein überlassen... Uns muß genügen, dies anzuerkennen: die Austeilung der Gnade ist heilig und gerecht, wenngleich ihre Gründe uns verborgen sind. Denn wollte Gott das ganze Menschengeschlecht verderben, so hätte er das Recht dazu. An all jenen, die er der Verdammnis entreißt, kann man nur seine unumschränkte Gnade erlassen (III. Teil).“

Man sollte annehmen, daß diese Schau von Gottes unergründlicher Majestät den fragenden Christen völlig lähmen und jede Energie zum Arbeiten rauben müßte: 'Was soll ich noch, wenn doch bereits alles vor Erschaffung der Welt beschlossen ist?' Wie konnte sich aus dieser steilen, aber doch recht trostlosen Lehre die neuzeitliche Arbeitswut entwickeln? Der Gedankengang ist etwa so:

Wenn der reformierte Christ hört, daß Gott die Masse der Menschen zum wohlverdienten Untergang bestimmt hat, aber einige wenige in seinem unergründlichen Ratschluß zur Erlösung, dann ist seine vordringlichste Frage, auf welche Seite er denn nun *selbst* gehört. Diese Frage aber ist nicht so leicht zu beantworten. Doch immerhin gibt es Anzeichen. Auf diese nun gilt

es sorgfältig zu achten. Durch „fortdauernde Missetaten“ z. B. bekräftigen Verlorene selber, „daß das Gericht Gottes auf ihnen ruht“ (Institutio III 23,12). Und wenn man diese Frage nach sich selbst nicht loswird, so soll man nach Calvin in der Bibel nach der eigenen Erwählung forschen: Welche Offenbarung wird dir dabei zuteil? Ein wichtiges Zeichen sei z. B. Gottes Berufung. Die Betrachtung des Bildes Christi erlaube Gewißheit über unsere Berufung (Institutio III 24,5). Daran solle man in Anfechtung besonders festhalten, denn wer dann abfalle, zeige offensichtlich, daß er keine Zuversicht des Herzens habe (Institutio III 24,7). Wer sich also berufen fühlt, wenn er die Botschaft von der Rechtfertigung vernimmt und ihr Glauben schenkt, darf sich auch erwählt wissen. Aber woran wiederum erkenne ich, ob mein Glaube echt ist? Die Echtheit meines Glaubens erweist sich für mich selbst und auch für andere in *tätiger Lebensänderung*.

Dieser umständliche Gedankengang sagt nichts anderes, als daß das Individuum sich über seinen Glauben nur in Selbsterforschung über den Stand seiner Lebensführung einigermaßen Gewißheit verschaffen kann. Deutlich ist ferner, daß der einzelne, wenn er's ernst meint, sich pausenlos selbst beobachtet, ja, daß er überhaupt erst richtig zum einzelnen, zum Individuum wird. Und schließlich ist zu vermuten, daß die Angst vor ewiger Verwerfung dieses Individuum erstmal zu verstärkten guten Werken antreibt; man kann ja nie wissen...

Wir müssen nur genau beachten: Calvin lehrt genauso wie Luther, daß der Mensch sein Heil nicht durch gute Werke *erkaufen* kann. Aber *anders* als Luther glaubt Calvin, daß ich an meinem inneren Antrieb zu guten Werken erkennen kann, ob ich erwählt bin oder nicht. Und ich füge hinzu: Welches erschrockene Gewissen würde sich nun nicht zu mehr Eifer im tätigen Leben gedrängt fühlen, wenn daran doch so viel über seine ewige Bestimmung ablesbar ist? Wenn jemand mit der doppelten Prädestination und so auch mit der Möglichkeit der Verwerfung rechnet, so wird er unmöglich auf die Dauer mit der Annahme ruhig leben können, die Verwerfung könne womöglich ihm selbst gelten. Das wäre für ihn unerträglich. Vielmehr wird er sich mit großer Selbstverleugnung in Pflichten stürzen, und je ernster es ihm zumute ist, desto radikaler wird er sich selbst dabei nichts gönnen.

Das wichtigste Übungsfeld dafür ist der *Beruf*. Die Haltung, mit der ein ernster reformierter Christ an seine Berufspflichten geht, nennt man mit einem berühmten Zitat (von Max Weber) die „innerweltliche Askese“. Der gewissenhaft ausgeführte Beruf ist dabei die besonders fruchtbare Gestalt der ganz persönlichen Erwählungsgewißheit. Für Calvin ist Gott der Herr meines Berufs; ihm allein dient meine Arbeit und ihr Ertrag. Wenn mein Beruf nun erfolgreich ist, so wird meine Erwählungsgewißheit ruhiger, aber ich stehe nun vor der Frage, was mit dem Ertrag geschehen soll: Alles zu verprassen wie der verlorene Sohn, würde wieder nur erweisen, daß ich nicht erwählt bin. Da der Ertrag nun Gott gehört, bleiben mir nur zwei Möglichkei-

ten: Entweder die wohltätige Stiftung oder die Reinvestierung, - um dann nach einiger Zeit den Ertrag wieder zu steigern (s. dazu Ernst Wolf, Sozial-ethik, 1982, S. 219).

In diesem Gedanken steckt nach Meinung vieler Forscher der Motor der *kapitalistischen* Bewegung. Nun soll man nicht behaupten, Calvin habe den Kapitalismus gewollt. Wir verbitten uns ja auch, Luthers Lehre von den zwei Regierweisen Gottes direkt fürs Dritte Reich verantwortlich zu machen. Aber so, wie Luthers Zwei-Reiche-Lehre nach 400 Jahren manchmal zur Irrlehre von der Eigengesetzlichkeit von Politik und Wirtschaft verkümmerte, so hatte in weniger als 300 Jahren Calvins Lehre von der doppelten Prädestination auch Folgen, die er so nicht gewollt haben kann: Als sich bald nach Calvin der individuelle Arbeitseifer von der Suche nach Erwählungsgewißheit zu lösen begann, da wurden der Erfolg in Arbeit und Beruf sowie das unaufhörliche Wachsen der Wirtschaft Selbstzweck (Wolf, S. 197). Das ursprünglich reformierte Arbeitsethos trat nun in *säkularisierter* Form als brutaler „Manchester-Liberalismus“ seinen Siegeszug durch alle Gesellschaften an unter der zynischen Parole „Wenn jeder an *sich* denkt, ist an *alle* gedacht.“ Wir erleben in diesen Jahren nach der Niederlage des Sozialismus die Vollendung dieses Sieges, und viele von uns erleben im Kleinen, wie rauh es in der Arbeitswelt inzwischen wieder geworden ist.

Friedrich Raiffeisen, der Begründer der Genossenschaftsbewegung, hatte als 30-jähriger Bürgermeister eines Dorfes im Westerwald als Auswirkungen dieser Wirtschaftsdynamik in einem Jahr 16 Zwangsversteigerungen erlebt. Er schreibt darüber: „Ein Mann, der etwas auf sich hält, äußerlich ehrbar und religiös zu erscheinen, dessen Haupteigenschaft es nach außen ist, seinen armen Mitmenschen durch Geldvorschüsse aus der Not zu helfen, hatte mit eiskalter Erbarmungslosigkeit die Hypothek zu einem Zeitpunkt gekündigt, von dem er sicher wußte, daß der Schuldner nicht zahlen konnte... Der Richter, der den Verkauf leitete, machte bei der Versteigerung vor dem unerträglich niedrigen Zuschlag von nur einem Zehntel des wahren Wertes alle nur möglichen Gegenvorschläge; der bäuerliche Schuldner rang die Hände und bat fußfällig unter Tränen, der Gläubiger möchte ein höheres Gebot abgeben. Dieser aber blieb unerbittlich, berief sich in energischer Weise dem Richter gegenüber auf die bestehenden Gesetze, und jener mußte zuletzt, wenn auch mit blutendem Herzen, den Zuschlag erteilen. Der Wucherer, unser furchtbarer 'Menschenfreund' hatte also Haus, Stall, Scheune und ein wertvolles Gemeinderecht mit den dazugehörigen Länderein für 49 Taler erstanden, was zusammen in Wirklichkeit über tausend Taler wert war“ (Heinzfried Siepmann, Brüder und Genossen. Ansätze für einen genossenschaftlichen Gemeindeaufbau, 1987, S. 173f).

5) Luther über Beruf und Arbeit

Ich habe ein paar Anstöße ausgewählt zu Problemen, die uns heute auf den Nägeln brennen. Auf dem Weg über Luther könnten wir vielleicht Brauchbares entdecken:

1. *Der Arbeitende als Mensch:*

Ich knüpfe sogleich an das erschütternde Beispiel von Raiffeisen an. Was ließe sich über den bloßen Appell ans Mitleid hinaus dazu sagen? War der reiche Darlehnsgeber nicht im Recht? Der calvinistische Beitrag zur Wirtschaftsentwicklung verbucht für sich den Pluspunkt, modern und unschlagbar zu sein. Entsprechend werden Luthers gelegentliche Anstöße zu unseren Fragen als noch mittelalterlich und rückständig angesehen. Dies gilt z.B. von seiner Kritik am Wucher, wenn er das Zinsnehmen mit dem alttestamentlichen Gesetz am liebsten ganz verbieten möchte, und wo die Zeit über ihn völlig hinweggegangen zu sein scheint. Luthers Motiv dahinter gibt aber zu denken: Gott fordert, daß in jedem Wirtschaftsverkehr auch bei großen Unterschieden an Besitz und Einfluß bewußt bleibt, daß es ein *Verkehr unter Menschen* bleibt.

Die neuzeitliche Wirtschaft, die aus einem säkularisierten Calvinismus rührt, rühmt sich, durch sachliche Arbeitsverträge ein Mehr an Gerechtigkeit gebracht zu haben. Das sei für den Schwächeren eine Entlastung. In Wahrheit entlastet es den Stärkeren, den Schwächeren nicht mehr als *Person* ansehen zu müssen; seine Arbeitskraft ist nunmehr eine Sache geworden, deren schwankender Marktwert in Geld ausdrückbar wird. Eigentlich heißt dies: Der Wert eines Menschenlebens ist in Geld berechenbar! Dies ist ein Angriff auf Gott, der den Menschen „sich zum Bilde“ schuf. Diese Theologie wirft Licht auf die Art der öffentlichen Diskussion heute z. B. über die Pflegeversicherungskosten oder Leiharbeit mit Arbeitern aus Billiglohn-Ländern. In einer Predigt übers Almosengeben merkt Luther, welche Lüge darin steckt, andere Menschen zunächst als Sachwert zu behandeln, um ihnen dann am Rande des Wirtschaftskampfes etwas zu spenden. Er sagt: „Es gibt ein anderes Almosen, mit dem ein jeder seinem Nächsten in seinem Stand und Beruf dienen und helfen kann, und das alle Tage und jede Stunde. Nämlich daß ein jeder seinen Handel, Handwerk und Gewerbe so führe, daß er niemand übervorteile, niemand mit falscher Ware betrüge, sich an einem angemessenen Gewinn genügen lasse... und weder im Kaufen noch Verkaufen einen solchen Vorteil suche, der den andern zum Nachteil gereiche. Denn was Untreue in allen Händeln sei, ist vor Augen. Wer aber treu handelt, wenn er gleich nichts umsonst gibt und einen geziemenden Gewinn nimmt, der gibt ein Almosen (Aland, Luther-Lexikon Nr.28).“

Lähmt dies die so dringend nötige unternehmerische Initiative? Ja, wenn die Teilnehmer am Wirtschaftsleben *sich selbst* als absolut selbständige *Indi-*

viduen ansehen und alle *anderen* Menschen als *Sachen*. Aber wenn wir von einer Wirtschafts-*Gemeinschaft* her dächten, wie Luther es tut, dann würde das gegenseitige Aufeinander-Angewiesensein der Wirtschaftspartner als Qualitätsvorteil erlebt, wobei das „Maßvolle“ und „Angemessene“ in der Gestaltung von Preisen und Löhnen nicht länger als wirtschaftliche Dummheit erscheinen.

2. Die Aufwertung menschlicher Arbeit:

Luther ist berühmt für eine Art „Sprachpolitik“, die er in der Auseinandersetzung mit dem röm.-kath. Klosterwesen mit dem Wort „Beruf“ betrieben hat: Bis dahin wurde das Wort „Beruf“ allein für den Kloster- oder Priesterberuf im Sinne von „Berufung“ benutzt. Luther erreichte durch seine Predigten und Schriften, daß sich der evangelische Christ in seinen verschiedenen weltlichen Diensten von Gott *berufen* weiß; von da ab waren dies die *Berufe*. Dazu ein Zitat von Luther: „Siehe zunächst, daß du an Christus glaubst und getauft seiest. Danach siehe auf dein Amt und Beruf... Bist du Vater, Mutter: Glaube an Jesus Christus, so bist du ein heiliger Vater und eine heilige Mutter... Siehe, wie es im Hause zugeht und wie man kocht. Das sind lauter heilige Werke, denn du bist dazu berufen. Das heißt ein heiliges Leben, welches in Gottes Wort und in der Berufung hingehet“ (Aland Nr.118). Wir sind von Gott an weltliche Aufgaben gestellt, nicht, weil wir verweltlicht wären, sondern weil wir getauft sind. Dazu paßt, daß Luther die Arbeit von Nichtchristen nie als „Beruf“ bezeichnet.

Damit folgt Luther wieder der biblisch-römisch-benediktinischen Aufwertung gerade der körperlichen Arbeit, die im Mittelalter eine schlimme Abwertung erfahren hatte. Arbeit, zumal körperliche, bleibt mühselig. Luther weiß nichts von einer Vergötzung des Arbeitslebens. Auch kommt es ihm nicht auf Selbstentfaltung oder Selbstverwirklichung bei einer Arbeit an, die „mir liegt“ bzw. „mir Spaß“ macht. Gerade im Mühevollen bin ich ein Berufener und darf darin mein Arbeiten als Dienst für Gott, als Gottesdienst tun.

Luther bezieht sich hierbei auf 1.Kor 7,20: „Jeder bleibe in der Berufung, in der er berufen wurde!“ Man hat Luther oft vorgeworfen, daß er dadurch Christen in eine verhängnisvolle Unbeweglichkeit zwingt. Ist heute nicht vielmehr Mobilität gefordert? Aber es geht nicht darum, Stellenwechsel zu verbieten. Es geht vielmehr darum, daß ich als Christ beim Überdenken einer Entscheidung nicht nur an das höhere Einkommen denken muß, sondern auch daran, ob ich z. B. den Kindern in ihrer Jugend sechsmal Schulwechsel und Verlust von Freundschaften zumuten kann, ob meine eigene Seele allmählich entwurzelt wird, was Magen und Nerven angreift oder mich vielleicht in die Ehekrise oder in eine Sucht treibt. Ein Christ wird also die menschlichen „Kosten“ mit in die gesamte „Lebensrechnung“ einbeziehen, wenn er sich fragt, wozu und wohin Gott ihn berufen hat.

3. Arbeit und Muße:

Der Glaube lehrt, die menschliche Arbeit nüchtern als Mühe zu sehen, er relativiert sie dabei, vor allem, indem er lehrt, daß man sie ab und zu *lassen* darf. Luther sagt: „Wir halten Feiertage nicht um der ...gelehrten Christen willen, denn diese bedürfens nicht, sondern erstlich auch um leiblicher Ursache und Notdurft willen, was die Natur für das einfache Volk, Knechte und Mägde, die die ganze Woche ihrer Arbeit und Gewerbe gewartet, lehrt und fordert, daß sie sich auch einen Tag zur Ruhe und Erquickung zurückziehen. Danach allermeist darum, daß man sich an solchem Ruhetage Raum und Zeit nehme, des Gottesdienstes zu warten, so daß man zusammenkomme, Gottes Wort zu hören..., danach Gott zu loben, zu singen und zu beten“ (Aland Nr.356). Der Feiertag ist eine Ausnahme im Lauf der Arbeit. Er ist ein gemeinsames Zeichen der Kirche, daß es mehr gibt als Arbeit.

Es setzt Signale, ob sich Feiertagstermine nach Maschinenlaufzeiten richten müssen, oder ob sich Maschinen nach Feiertagen zu richten haben. Von seiten der modernen Wirtschaftsauffassung wird eingewandt, daß uns die Japaner überholen würden, wenn wir nicht Maschinen und Menschen optimal ausnutzen und z. B. Sonntagsarbeit zulassen. Das muß man sicher ernst nehmen. Aber Christen können tiefer blicken: Die Japaner zehren bei ihrem überheizten Kapitalismus noch eine Weile von ihrer alten shintoistischen bzw. buddhistischen Ethik. Das gibt Millionen Japanern noch inneren Halt. Wenn diese religiöse Tradition durch den Kapitalismus der neuen Generation bald aufgezehrt ist, wird eine entwurzelte japanische Jugend die gleichen „sozialen Kosten“ auslösen. Wir denken an Kriminalität, Sucht und Drogen, Verschwendung, Aggressivität und soziale Zündstoffe, wie wir es in den USA und im alten Europa erfahren haben. Wir als Christen werden also nicht leichtfertig solche *langfristigen* Zusammenhänge vernachlässigen.

4. Arbeit als Dienst am Nächsten:

In der Galaterbrief-Vorlesung von 1535 führt Luther aus, daß die Rechtfertigung die Motivation sei, dem Nächsten Gutes zu tun. „Daher ist es wahrer Glaube an Gott, der den Nächsten hilft und ihn liebt.“ Die Frage, wer denn mein Nächster sei, beantwortet Luther so: „Vor allen Dingen sollen wir mit den leiblichen Gütern, deren Gott nicht bedarf, ...unseren Eltern dienen, wenn sie arm sind, danach unseren Freunden und drittens den Armen und Bedürftigen; ja allen unsern Nächsten und den Christen sollen wir dienen, indem wir ihnen Gutes tun mit Leihen und Schenken“ (Aland Nr.125). „Nächste“ sind also nicht beliebige Menschen, die ich mir womöglich aussuchen könnte. „Mein Nächster“ heißt eigentlich - und so ist es auch im Englischen - „mein Nachbar“. Luther zählt Menschengruppen auf, zu denen ich verbindlich gehöre: Eltern, Freunde, alle Christen. Das ist sicher nicht vollständig, aber der Sinn ist eindeutig: Nicht *ich* suche Menschen, die mir „pas-

sen“, sondern Gott gibt mir Menschen als meine Nächsten auf. Hierbei soll ich wechselseitige Abhängigkeiten erfahren, die das Leben erst lebendig machen. Das Ideal des Christen ist nicht die größtmögliche Unabhängigkeit voneinander. Luther deutet die Warnungen des Neuen Testaments vor dem Geiz in diesem Sinne: Geiz zerstört die Gemeinschaft derer, die einander brauchen.

Diese sozialen Impulse haben sich bezeichnenderweise besonders in Deutschland und Skandinavien ausgewirkt, dh. in den Ländern, die vom Luthertum beeinflusst sind. Die Resultate sind: Eine größere soziale Gerechtigkeit, die drei Grundversicherungen bei Krankheit, Arbeitslosigkeit und Arbeitsunfähigkeit bzw. Alter, ein solides Schulsystem, wo öffentliche Schulen keineswegs schlechter sind als Privatschulen, ein ausgeprägteres Gewissen gegenüber der Schöpfung, sowie die Entwicklung eines soliden Mittelstandes. Zugegeben, die Wirtschaft hat in diesen Ländern nicht die gleiche Dynamik wie in den USA oder in Japan, aber noch ist die Schere zwischen ganz reich und ganz arm nicht so weit geöffnet wie dort. Gottes Gebot mahnt sozusagen die Grundbedürfnisse des Nächsten an: Gesunde, aber einfache Ernährung, einfaches, unluxuriöses Kleiden und ebenso Wohnen. Es stimmt nicht, daß dies eine Idealisierung eines lutherischen Landlebens mit statischen gesellschaftlichen Verhältnissen bedeutet. Zu Beginn der Reformation waren es gerade die florierenden freien Reichsstädte, die dem Luthertum zuneigten, wie z. B. Nürnberg, Straßburg, Ulm oder Augsburg. Hier wurde vor allem die *soziale* Botschaft und die Aufwertung des weltlichen Berufes als Befreiung verstanden.

5. Nächstenschaft und Vollbeschäftigung:

Es ist keine Frage, daß die moderne Industrie- und Wirtschaftsform eine Massenarbeitslosigkeit bewirkt hat, wie sie die Menschheit so nicht kannte, und ich erinnere daran, wie sich der säkularisierte Calvinismus dabei auswirkte. Nun könnte man einwenden, daß z. B. in Afrika die Arbeitslosigkeit noch weit verheerender ist. Aber das ist sie nur, weil sich auf dem ganzen schwarzen Kontinent der Zusammenhalt der alten Stammesgesellschaft auflöst und jeder nur an sich zu denken beginnt in einem Augenblick, wo die ohnehin billige Arbeitskraft Afrikas auf dem Markt der Weltwirtschaft kaum benötigt wird. Anders gesagt: die Arbeitslosigkeit ist Afrika von der modernen Wirtschaft *aufgezwungen*.

„Von der Arbeits- zur Freizeitgesellschaft“ heißt eine Parole zur Deutung der Gegenwart. Werden wir je wieder Zeiten der Vollbeschäftigung erleben? Ich weiß es nicht. Aber ich möchte zum Schluß die Frage anders ansetzen: Was folgt für unser Arbeitsverständnis, wenn wir im Glauben an den Schöpfer davon ausgehen wollen, daß Gott keinen Menschen, dem er das Leben geschenkt hat, sozusagen überflüssig geschaffen hat? Bleibt das ein „schöner Glaube“, oder hat das Auswirkungen? Helfen uns die Beispiele, von de-

nen wir hörten? Sowohl in der Urgemeinde als auch im Benediktinerkloster fällt auf, daß der Wert des einzelnen Menschen und seiner Arbeit erst in Gemeinschaft recht zu leuchten beginnt; ohne Gemeinschaft, dh. in der ungebundenen Massengesellschaft von Millionen Einzelnen, wird der Wert des Einzelnen unweigerlich „sachlich“ festgestellt, nämlich im Preis seiner Arbeit. Die hohe *Wertschätzung einer Person in ihrer Gemeinschaft* drückt sich konkret stets auch darin aus, daß die Person gebraucht wird; sie ist nie unnütz. Anders gesagt: In einer Gemeinschaft gibt es *immer* etwas zu tun.

Das wird heute zunehmend auch gesehen. Wenn man sich umschaute, stellt man fest, daß der Mensch heute nicht weniger, aber *anders* gebraucht wird als bisher. „Weniger Arbeit - wachsende Aufgaben“, so lautete kürzlich das Thema einer Konferenz meiner Communität. Das klingt nach unbezahlter, nach ehrenamtlicher Arbeit. Tatsächlich schlagen gerade viele junge Leute diesen Weg ein und arbeiten - für ein Taschengeld, aber sinnvoll - zB. beim Roten Kreuz, in Altenheimen, bei „Ärzte ohne Grenzen“. Das ist ein *Zeichen* für die Gesellschaft, aber noch nicht die *Lösung* für die Gesellschaft.

6) Schluß

Ich kehre zurück zu den beiden Sätzen „Gott schuf keinen Menschen überflüssig“ und „In einer Gemeinschaft gibt es immer etwas zu tun“, dann denke ich an Friedrich Raiffeisen, wie er als Bibelleser mit einem wachen Blick für die Veränderungen der Zeit durch den Aufbau des Genossenschaftswesens genau dies beides visionär aufgriff: Gemeinschaft und den Wert des Geschöpfes. Er suchte und er fand einen Weg zwischen dem liberalen Kapitalismus und dem aufkommenden Zwangs-Sozialismus. Die freiwillig gegründete Genossenschaft gab nicht nur angemessene Kredite, sie gab auch Anerkennung für neuen Mut zum Sich-Anstrengen. Das war eine Antwort für seine Zeit, und zwar eine verblüffend einfache und brauchbare.

Brauchen wir nicht sozusagen einen „neuen Raiffeisen“ für unsere Fragen, um dies im Arbeiten neu zu erfahren, daß Gott niemanden überflüssig schuf, und daß in Gemeinschaft immer genug zu tun ist? Sicher hilft heute nicht ein bloßer Rückgriff auf Raiffeisens Genossenschaften. Wahrscheinlich müßten Gemeinschaften, die heute neue Arbeit schaffen, zunächst kleiner, aber auch intensiver sein. Es lohnt auf jeden Fall gerade heute, die Botschaft der Bibel und die Zivilisationsleistungen der Benediktinerklöster einst in unserem Land, ebenso wie Luthers Lehre über Berufung und Beruf eines Christen zu studieren.